

Abend-



Zeitung.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

153.

Sonnabend, am 21. December 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Die Bürger von Pforzheim.

Es zogen vierhundert Bürger
Aus Pforzheim in die Schlacht;
Was haben die Vierhundert
Bei Wimpfen einst vollbracht?

Sie haben von ihren Leibern
Eine eiserne Mauer gebaut,
Sie haben den Feuerschländen
Furchtlos in's Auge geschaut.

Sie haben mit ihren Fäusten
Die Feinde zu Boden gestreckt,
Ihr Vaterland mit dem Eisen
Der freien Brust gedeckt.

Sie haben den Markgraf Friedrich
Gerissen aus Feindes Hand,

Sie standen, bis auch der Letzte
Den Tod auf der Wahlstatt fand.

Sie haben verlassen ihr Obdach,
Verlassen ihr Weib und Kind,
Und einem Tilly bewiesen,
Was Protestanten sind.

Das haben vierhundert Bürger
Aus Pforzheim einst gethan;
So brachen deutsche Bürger
Der Freiheit eine Bahn.

Der Bürgermeister sprengte
Ihnen voran in den Tod;
Bei Gott, solch wackre Männer
Thun unserm Deutschland Noth!

Karl Pöhlke.

Der Spitzenkragen.

Am 4. Januar 1736 war im Schloß Windsor Alles in Aufruhr; die Königin Sophie, Gemahlin Georg's I., lag im Sterben. Sie hatte den König rufen lassen und Jedermann sich aus dem Zimmer der Sterbenden entfernen müssen; der König war über eine Stunde dort geblieben und die Höflinge wollten bemerkt haben, daß, trotz seiner gewöhnlichen Kälte und Gleichgültigkeit, Thränen Spuren auf seinen Wangen und in seinen Augen sich zeigten, als er wieder aus der Thüre trat.

Die Königin selbst sah ohne Furcht den Tod herannahen; obgleich sie eine Krone getragen hatte, so war ihr Leben doch keineswegs freundlich gewesen. Sie hatte sich von ihrem königlichen Gatten vernachlässigt sehen müssen, der seit mehreren Jahren in den Fesseln der coquetten, aber reizenden Horatia D** schmachtete. Schweigend litt Sophie von Braunschweig; ehe sie aber sterben (war ihre Absicht), wollte sie noch einmal versuchen, das verbrecherische Bündniß des Gemahls zu lösen. Als Georg an ihrem Sterbebette stand, reichte sie ihm die Hand und sprach mit leiser Stimme: „Ach, ich wäre nicht so früh gestorben, wenn Sie mich wirklich geliebt hätten!“

Der König beugte sich auf die Hand, küßte sie, ließ einige Thränen darauf fallen und wollte sprechen, aber Sophie fuhr fort: „Jetzt ist Alles vergessen, Georg, und Alles vergeben. Gott, der mich zu sich ruft, kennt mein Herz. . . . Dies Herz liebt Sie noch — also mache ich Ihnen keinen einzigen Vorwurf, sondern wage nur eine Bitte.“ Indem sie dieses sprach, richtete sie sich etwas in die Höhe, drückte die Hand des Königs mit aller Kraft, die eine sterbende Frau wohl besitzt und fuhr fort: „Im Namen des Heilandes der Welt beschwöre ich Sie, Georg, entsagen Sie, wenn nicht aus Liebe zu mir, doch aus Mitleid mit mir und um Ihrer unsterblichen Seele willen, dem sündhaften Leben, das Sie führen. Wenn ich noch länger leben könnte, so würden Sie glauben, ich hätte um meines Glückes

willen — aber morgen liege ich, kalt und unempfindlich gegen Alles, in meinem Sarge. Geliebter Freund, um Ihrer Seligkeit willen — sehen Sie die Lady Horatia nie wieder.“

„Ich verspreche es,“ — erwiderte der König. — „Aber reden Sie nicht also, Sophie. Diese düstern Gedanken verschlimmern die Krankheit.“

„Sie haben mein Leben verbittert. Jetzt aber sehe ich den Himmel offen — im Himmel giebt es keine Eifersucht! — Wenn Sie mir dahin nachfolgen werden, Georg, dann lieben Sie nur Gott und mich. Dort liebt man nur, was man lieben darf. Morgen — —“

„Verscheuchen Sie diese Gedanken. Es steht noch nicht so schlimm mit Ihnen. Die Aerzte versichern, daß Sie noch hoffen könnten. Ganz England betet für Ihre Genesung.“

„Ich sehne mich nicht in dieses irdische Leben zurück — ich bitte nur, daß Sie an jene Welt denken möchten, wohin ich morgen eingehe — und Sie in einem Jahre.“

Während die Königin diese letzten Worte sprach, hatte sie wieder einige Kraft erlangt; ihre Augen ruhten unverwandt auf denen des Königs und sie zeigte hinauf gen Himmel.

Nach dieser heftigen Anstrengung und Gemüthsbewegung schwieg sie. Ihre Augen öffneten sich nicht mehr, die Lippen bewegten sich, vermochten aber nicht, ein Wort auszusprechen.

Der König entfernte sich langsam, und ganz Windsor bemerkte seinen Schmerz und seine Trauer.

Wie die Königin vorausgesagt hatte, am andern Morgen war sie kalt, unempfindlich gegen Alles und lag gekrönt auf einem Paradebette.

Der ganze Hof legte Trauer an, um der Entschlafenen die letzten Huldigungen darzubringen; als aber der Wagen der Lady Horatia vor der großen Treppe des Schloßes hielt, meldete ihr die Wache, daß die Geliebte des Königs nicht zugelassen werden dürfe.

Bald war diese Ungnade überall bekannt, in allen Gemächern des Schloßes, selbst in dem ParadeSaale sprach man davon, und setzte auch wohl hinzu: „Wäre sie früher entfernt worden, so lebte die hier ruhende hohe Todte wahrscheinlich noch.“ Andere meinten, es geschehe bloß des

Anstandes wegen, und die Ungnade würde nicht lange dauern. Und diese hatten nicht Unrecht. Kaum war ein Monat vergangen, so saß Lady Horatia wieder auf ihrem früheren Throne, und Georg trug von Neuem die Fesseln ihrer Reize. Dennoch konnten alle Zerstreungen, welche man ihm zu machen suchte, seine traurige, trübe Stimmung nicht verschleichen. Leichtsinzig in Allem, mußte er, ohne seinen Willen, an die letzte Bitte der Königin denken, und obschon er daran dachte, so konnte er dennoch der Zauberin nicht widerstehen, welche Alles anwandte, um ihn wieder zu ihren Füßen zu sehen.

Georg liebte die Musik außerordentlich; Horatia gab prächtige, entzückende Concerte, aber mitten unter den Vergnügungen rief ihm unaufhörlich eine Stimme zu: „Morgen ich, Du nach einem Jahre!“

Schon war die Königin ein halbes Jahr todt; die Favoritin sah Georg bei sich, war aber noch nie wieder in Windsor erschienen. Ihre Eitelkeit und der Wunsch, ihre Nebenbuhler und Feinde zu demüthigen, zog sie unwiderstehlich dahin. Oftmals hatte sie schon gegen den König davon gesprochen, der ihr immer die Worte Trauer und Schicklichkeit entgegensezte; endlich gewann sie ihn dennoch und betrat das von Glanz, Stolz und Freude von Neuem strahlende Schloß. Nie hatte die Heiterkeit, der Stolz so lebhaft aus ihren Augen geblitzt; nie waren die des Königs so trübe, so niedergeschlagen gewesen. Eine Centnerlast drückte sein Herz. Der Tag wollte nimmer enden.

Endlich kam die Nacht. Aber mit der Menge entfernten sich die Gewissensbisse nicht. Als er an sein Bett trat, fiel es ihm ein, daß die Königin diese Stickereien mit eigener Hand verfertigt hatte. Er versuchte den Gedanken zu verschleichen, aber stets drängte er sich ihm von Neuem auf. In der Hoffnung, der Schlaf würde ihn von den traurigen Erinnerungen befreien, legte er sich nieder, aber der Schlummer floh ihn. Der König beneidete den ärmsten Tagelöhner seines Reiches, der doch wenigstens schlafen konnte; vergebens wandte er sich dahin und dorthin, die Augen schlossen sich nicht. Durch die hohen breiten Fenster des Gemachs goß der Mond

das hellste Licht herein; plötzlich erblickte der ruhelose Georg zwischen dem Bette und dem Fenster Etwas, das Rauch zu sein schien und mitten im Zimmer emporstieg. „Vielleicht ist ein Funke auf die Dielen gefallen, und hat sie angezündet“ — dachte der König und stand auf, um zu löschen. Als er an den Ort kam, wo der Rauch aufgestiegen war, sah er nicht das Geringste, bemerkte aber einen Wohlgeruch, gleich dem, welchen man bei Todten anzündet.

Kaum hatte er sich wieder niedergelegt, so sah er den bläulichen Rauch von Neuem; er glich einem kleinen Wölkchen, verdichtete sich aber immer mehr und mehr zu einer Gestalt. Im Anfange war diese noch ganz undeutlich, wurde aber immer menschlicher, immer ähnlicher und ähnlicher, nur daß die Strahlen des Mondes noch hindurch gingen und das Gespenst, wenn es eins war, keinen Schatten warf. Georg sah es an sein Bett kommen; unwillkürlich drehte er sich nach der Wand, um das, was ihm übernatürlich schien, nicht zu sehen; aber eine eiskalte Hand legte sich auf seine bloße Schulter und eine sanfte Stimme wiederholte dreimal: „Georg! Georg! Georg!“ Zitternd und im kalten Schweiß gebadet, drehte der schuldbeladene Gemahl Sophiens von Braunschweig das Gesicht um; der Schatten der Königin neigte sich über ihn. Der Tod hatte ihr Gesicht nur gebleicht; ihre schönen schwarzen Augen glänzten in himmlischem Lichte und ihr Gewand schien bloß ein langes Grabtuch zu sein. Auf ihrem Haupte strahlte die Krone noch, welche man bei Leichenbegängnissen der Könige und Königinnen auf den Sarg legt.

Mit feierlicher Stimme, in der tiefen Stille der Nacht, sprach sie folgende Worte: „Georg! Du hast Dein feierliches Versprechen vergessen, daß Du mir auf meinem Sterbebette gabst. Gott hat mir erlaubt, zurückzukehren und Dich daran zu erinnern. Georg! befehle Dich zum Herrn! Sein Gericht ist unparteiisch, schrecklich und wahrhaftig — und Deine Stunde naht. Die, welche Du mit sündhafter Leidenschaft liebst, kann Dich in die Hölle stürzen, aber nicht einen einzigen Tag länger, als Dir bestimmt ist, auf der Erde halten. Georg! Georg! befehle Dich zum Herrn!“

Nach diesen Worten wehte ein sanfter Hauch über das Gesicht des Königs; noch waren seine Augen geöffnet, aber er sah und hörte nichts mehr, Alles war wieder öde Stille. „Schlaf ich“ — fragte er sich — „war es ein Traum? Nein! gewiß, ich habe nicht geschlafen. Wie ähnlich ihr dieser Schatten war! — Kein Zweifel, es war ein Bote des Himmels. Es soll beschlossen sein, ich will die, welche ich nicht lieben darf, nie wiedersehen!“ — und um sich in diesem Entschlusse zu stärken, begann der König zu beten. Die Stunden dieser Nacht währten ihm eine Ewigkeit.

Der nächste Tag war zu einem Feste bei der Lady Horatia bestimmt. Georg ließ ihr sagen, daß er nicht dabei erscheinen und mehrere Tage Niemanden als seine Minister vor sich lassen würde.

Diese plötzliche Sinnesänderung erschreckte die Favoritin. Durch List und Bestechung gelang es ihr, den König dennoch zu sehen. Im Anfange wollte er kalt und streng sein, aber sie war so liebenswürdig, so verführerisch, daß er wieder zärtlich wurde. Plötzlich fielen seine Augen auf den Ort, wo ihm die Königin erschienen war — er zog seine Hand aus der des schönen Mädchens zurück und sprach: „Hier hat sie mir diese Nacht befohlen, Dir zu entsagen.“

„Wer?“ — fragte Horatia — „wen haben Sie diese Nacht gesehen?“

„Die, welche Gott mir zur Gemahlin gegeben hatte, die Königin Sophie.“

„Sie und England haben sie beweint; denken Sie nicht mehr an sie, Georg! sie ruht in Frieden in ihrem Grabe.“

„Die Gräber öffnen sich bisweilen und das ihrige hat sich geöffnet . . . sie ist daraus hervorgegangen . . . hier . . . da . . . neben meinem Bette habe ich sie gesehen . . . gesehen mit meinen eigenen Augen . . . habe ich gehört, daß sie zu mir sagte: Georg! Georg! bekehre Dich zum Herrn und entsage Deiner schuldvollen Liebe!“

„Ach, Sire! Sie lieben mich nicht mehr, und um das Band, das mein Glück war, zu zerreißen, nehmen Sie zu Träumen und Erschei-

nungen Ihre Zuflucht. Sagen Sie mir doch einfach: Horatia, ich liebe Dich nicht mehr — —“

Schluchzen und Thränen erstickten die Stimme der reizenden Verführerin, und der König, der sich von der Geliebten entfernt hatte, trat wieder zu ihr und sprach: „Horatia, wie kannst Du glauben, daß ich aufgehört habe oder je aufhören werde, Dich zu lieben? Liebte ich Dich nicht, so würde mir diese Erscheinung nicht so viel Sorge machen. Meine Pflicht fordert, Dich nicht wieder zu sehen, mit Dir zu brechen — aber meine Liebe ist stärker, als die Pflicht . . . als Gott selbst . . .; denn er schickt die Todten zu mir, um mir zu befehlen, Dich nicht mehr zu lieben — und doch bete ich Dich noch immer an . . .“

Mit diesen Worten schloß Georg die schöne Sünderin an sein Herz, und die Thränen, die ihn zu ihr gelockt hatten, waren mit einemmale wieder getrocknet.

Die Gewalt der Worte, welche die Geliebte spricht, ist unermesslich. Sie wissen sich trotz jeder Wache in das Herz zu stehlen, und so kam es auch, daß, ehe noch der Tag zu Ende war, Georg das, was er gesehen hatte, nicht mehr für eine Warnung von Gott ansah und nicht mehr glaubte, Sophien von Braunschweig wirklich erblickt zu haben. Die Ueberzeugung, die er am Morgen gehabt hatte, war am Abende vor dem ungläubigen Lächeln seiner Geliebten hingschmolzen.

Als er allein in das königliche Zimmer trat, wiederholte er nochmals: „Horatia hat Recht, es war ein wüster Traum, die Todten kommen nicht wieder.“

Er irrte — die Königin erschien ihm zum zweitenmale. Bleich, wie in der vorigen Nacht, aber ernster war ihr Antlitz. „Georg!“ — sprach der Schatten, der am Fuße des königlichen Bettes stand und die purpurnen Gardinen in die Höhe hielt — „Georg! Du hast gesagt und möchtest gerne glauben, Gott habe nicht durch meinen Mund gesprochen — es sei nur ein wüster Traum gewesen. Wohl, Georg! so höre: Es ist das letztemal, daß ich, die ich Deine Gattin war und jetzt im Sarge liege, ein Wort zu Dir spreche. Mein Schweigen ist von nun

an ewig, meine Lippen werden in Staub zerfallen. Georg! Georg! bekehre Dich zum Herrn, denn Deine Stunde ist nahe. Und damit Ihr, Du und Sie, morgen nicht sagen könnt, „nein, Sophie von Braunschweig ist nicht aus ihrem Grabe hervorgegangen,“ so hinterlasse ich Dir einen Beweis. Wenn die Hand eines Sterblichen diesen Knoten, welchen die Hand eines Bewohners des Grabes geknüpft hat, zu lösen vermag, so lacht über meine Worte und über meine Ermahnungen; vermögt Ihr es aber nicht und kein Anderer, so sagt: „es war doch Wirklichkeit, es war doch Sophie von Braunschweig, die gekommen war, um mir zum letztenmale zuzurufen: Georg! Georg! bekehre Dich zum Herrn!“

Indem der Geist diese Worte sprach, neigte er sich auf das Bett, nahm einen Spizenkragen, welchen der König liegen gelassen hatte, knüpfte einen Knoten hinein und warf ihn dem erstaunten und zitternden Georg an die Brust. Hierauf rollte der Vorhang nieder und die Erscheinung war verschwunden.

Jetzt zweifelte der schuldige Gemahl der Königin Sophie nicht mehr. Mit kaltem Schweiß bedeckt, mit hochklopfendem Athem, lag er unbeweglich da; die weit aufgerissenen Augen stierten noch immer auf den Ort, als sähen sie das Gespenst noch; er lauschte, aber die überirdische Stimme schwieg, und nur das eintönige Ticken der Uhr unterbrach die öde Stille der Nacht. Mit Felsenlast drückte das leichte Spizengewebe auf sein Herz, und doch wagte er es nicht wegzunehmen. Endlich schämte er sich seiner Furcht, faßte den geknüpften Kragen und ging damit zur Lampe, welche im anstoßenden Zimmer brannte. Er versuchte mehrmals, den Knoten zu lösen — vergebens. Immer höher stieg seine Aufregung und seine Angst.

Er begab sich in sein Schlafgemach zurück, dachte aber nicht mehr an den Schlummer, sondern ließ noch mehr Licht bringen und sich die Gesuche vorlesen, welche an den vorigen Tagen eingegangen waren. Er konnte den Gedanken an die Erscheinung nicht aus seiner Erinnerung treiben.

Am folgenden Tage ging Georg Abends zur Lady Horatia; sein Antlitz war finster und ernst.

Sie hatte sich bereits zu einem Feste geschmückt und kam dem Könige lachend entgegen. Dieser aber sprach: „Die Zeit des Lachens und Zaubers ist vorüber. Du hast mich getäuscht, Welb; sie ist mir diese Nacht wiederum erschienen.“

„Ihre Phantasie täuscht und neckt Sie,“ erwiderte die schöne Horatia.

„Du allein täuschest mich, Du allein“ — versetzte Georg streng — „da siehe!“ Mit diesen Worten reichte er ihr den Spizenkragen und wiederholte, was die Königin gesagt hatte: „Georg, Georg! bekehre Dich zum Herrn; denn Deine Stunde ist nahe. Und damit Ihr, Du und Sie, morgen nicht sagen könnt: nein, Sophie von Braunschweig ist nicht aus ihrem Grabe hervorgegangen, so hinterlasse ich Dir einen Beweis. Wenn die Hand eines Sterblichen diesen Knoten, welchen die Hand eines Bewohners des Grabes geknüpft hat, zu lösen vermag, so lacht über meine Worte und Ermahnungen; vermögt Ihr es aber nicht und kein Anderer, so sage: es war doch Wirklichkeit, es war doch Sophie von Braunschweig, die gekommen war, um mir zum letztenmale zuzurufen: Georg! Georg! bekehre Dich zum Herrn. — Hier ist der Knoten, Horatia, versuche ihn zu lösen. Kannst Du es, so will ich nicht an die Erscheinung glauben und werde ruhig und glücklich sein.“

„Wenn es nur dies ist,“ — antwortete Horatia lächelnd, obgleich sie zu zittern begann — „diesen Knoten werde ich bald entwirrt haben.“ Und schon drehten ihre schönen, von Ringen und Diamanten blitzenden Finger den Spizenkragen nach allen Seiten, sie begann zu knüpfen, hörte auf, begann von Neuem, aber konnte nicht den übernatürlichen Knoten lösen.

„Du siehst nun selbst,“ — sprach der König — „daß es Dir nicht gelingt.“

„Ach!“ — erwiderte die junge, ungeduldige und unruhige Frau — „so löse ich ihn wie Alexander den gordischen!“ — und damit warf sie den Kragen in das Feuer — —

Der König zog ihn heraus. Schon stand er in vollen Flammen und er warf ihn weit von dem Kamine weg. Im Niederfallen streifte er an das leichte Gewand Horatia's, und die Gaze fing sogleich Feuer. Erschrocken und ohne selbst

zu wissen, was sie that, lief die Geliebte Georg's davon und rief laut um Hülfe. Die Bewegung und der Zug durch die geöffneten Thüren verdoppelte die Flammen. Bald rannte Horatia unter schrecklichem Hülfe- und Schmerzensruf durch das ganze Schloß — wie ein flammendes Meteor zog sie durch die langen Säle. Schon erkannte man die junge, festlich geschmückte Geliebte des Königs nicht mehr — erschöpft von Schmerz, stürzte sie endlich nieder — und bald gab sie unter fürchterlichen Leiden den Geist auf.

Seitdem ward Georg von Tage zu Tage melancholischer. Stundenlang betete er, gründete ein Hospital, und that im Namen der Königin vieles Gute. Oftmals sprach er: „Ein Theil ihrer Voraussage ist eingetroffen; keine Hand hat den Knoten, den sie geknüpft, zu lösen vermocht, die andere Hälfte dessen, was sie zu mir gesprochen, wird auch bald in Erfüllung gehen — ich sterbe bald.“

Und wirklich, der König täuschte sich nicht; zwei Monate nach dem Tode der Lady Horatia starb er — noch ehe der Todestag der Königin gekommen war.

Correspondenz - Nachrichten.

Aus Leipzig im November.

(Fortsetzung.)

Herr Oberregisseur Marr trat als Secretär Wurm auf. Sein Spiel hatte, wie sich von diesem gewiegten Künstler von selbst versteht, große Abrundung. Allein rücksichtlich der Auffassung des Charakters möchten wir doch nicht ganz zustimmen. Herr Marr gab einen Schleicher und diesen in allen Momenten bezeichnend. Aber der Grundzug Wurms scheint uns Bosheit. Jedes Wort von ihm ist maliciös, tief einschneidend. Wenn er unterwürfige Ergebenheit seinem Vorgesetzten zeigt, heuchelt er sie sichtlich, und man merkt es gar wohl, daß er sich bewußt ist, wie er den Präsidenten mindestens

ebenso sehr in seinen Händen hat, wie der Präsident ihn. Wurm ist ein zu Gift und Galle gewordener Stubenhocker. Hr. Marr zeigt in der äußern Erscheinung allerdings Gemeinheit, aber nicht jene widerliche Gemeinheit, welche die Folge einer schlechten Erziehung ist, und die Alle sogleich abstößt. Die Sauberkeit seiner Kleidung paßt nicht zu seinem Benehmen. Die Devotion gegen den Präsidenten, wie die Herablassung gegen den Geiger macht ihn widerwärtig. Hr. Marr faßte ihn ferner zu wenig gealtert auf, er ging gedrückt aber nicht genug zusammengeschrumpft, denn Miller giebt sein Konterfei: „Ist mir's doch wie Gift und Operment, wenn ich den Federfuchser*) zu Gesichte kriege. Ein confiscirter widriger Kerl, als hätt' ihn irgend ein Schleichhändler in die Welt meines Hergotts hineingeschachert“ u. s. w., und sogar in's Gesicht sagt er ihm selbst: „Was ich alter Knasterbart an Ihnen abkucke, ist just kein Fressen für's junge naschhafte Mädel.“ Alsdann hatte Hr. Marr etwas zu wenig Leben, er war zu kalt, seine Sprache zu eintönig. In der ersten Unterredung mit der Millerschen Familie schreibt ihm der Dichter in dem Augenblicke, wo ihm das Licht über Ferdinand aufgeht, eine Beweglichkeit vor, welche zeigt, daß er mehr Wärme hat, als wir wahrnahmen, und größerer Modulationen fähig ist. Louise hat seine Sinnlichkeit gereizt. Er hängt darum an ihr und darum bringt ihn ihr Tod außer sich. Hieraus erklärt sich ganz gut die Aufregung, in die er zuletzt geräth und seine Wuth gegen den Präsidenten. Damit ist auch der Anstoß, den Hoffmeister am Schlusse des Stückes nahm, beseitigt. Der Doppelmord hat die Bösewichter erschüttert. Ein Mißgriff war das Ablesen des Briefes, welches Louisons Mißtrauen erhöhen mußte und die Langsamkeit des Dictirens. Studenten schreiben viel schneller nach. Man sieht, wir haben in vielen Punkten eine abweichende Ansicht. Je bedeutender ein Künstler ist, desto aufmerksamer wird sein Spiel betrachtet, desto strenger beurtheilt. Möglich, daß auf unserer Seite der Irrthum.

Herr Meixner traf in dem Hofmarschall Kalb nur die Süßlichkeit, aber hatte übrigens keine Ahnung von einem feinen Hofmann. Er karrikirte. Lächerlich ist der beschränkte, feige Mensch, aber einen Hanswurst wollte Schiller nicht vorführen. Es gab vor der französischen Revolution an den deutschen Höfen solche Uriane, und der Hofmarschall Kalb könnte ein Portrait sein: allein die Personage, die wir sahen, ist rein aus der Luft gegriffen und hat nicht die geringste Wahrheit. Ohne danach zu fragen, klatschte

*) In der erwähnten Ausgabe hat Schiller erst „Federfuchser“ ausgestrichen und „Dintenleckser“ an den Rand geschrieben, dann aber die Verbesserung wieder getilgt und den ersten Ausdruck hergestellt.

Parterre und Gallerie seinem Lieblinge Beifall zu. Meixners Naturburschen haben außerordentlich viel Leben, er zeichnet sich in der Posse aus, aber er ist noch so jung, daß er sich auch für andere Rollen geschikt machen muß und noch keineswegs auf eine Specialität beschränken darf. Es wäre unverantwortlich, wenn er sich jetzt schon der Bequemlichkeit ergäbe. Fast muß das aber so erscheinen, denn es wurde mehrfach bemerkt, daß er in ernsteren Stücken seine Rolle aus dem Souffleurkasten holte. Wir sehen Hr. Meixner sehr gern, wiederholen das, damit man keine Parteilichkeit voraussetze, wenn wir nun erklären, daß er das einzige Mitglied der Bühne war, welches an jenem Abende sich unwürdig zeigte.

Herr Meixner glaubte es sich nämlich herausnehmen zu dürfen, nach seinen augenblicklichen Eingebungen den Schillerschen Text zu modeln. Von seinem zweiten Auftreten an, folgten wir mit dem Buche seiner Rede und waren nicht wenig betroffen, zu finden, daß er beinahe keinen einzigen Satz gesprochen hat, wie ihn Schiller schrieb. Wir notirten uns seine Verbesserungen, um gelegentlich Studenten zu weisen, auf welche Art Schauspieler unsere Klassiker behandeln; Wo z. B. geschrieben steht: „Wer sagen Sie? Von Bock, sagen Sie? Wissen Sie denn auch, daß wir Todfeinde zusammen sind.“

Sprach er: Bester, Wer sagen Sie? Von Bock sagen Sie? Baron! Wissen Sie auch, daß wir Todfeinde sind, von Bock und ich?

Geschrieben: „von Bock merkt's — von Bock darauf zu, reißt es mir aus den Händen — schnappt mir glücklich das Compliment weg.“

Gesprochen: „von Bock merkt's, stößt mich weg, von Bock darauf zu und reißt es mir aus der Hand — schnappt mir das Compliment vor der Nase weg.“

Geschrieben: „Sei's auch noch so bizarr! so verzweifelt! Was in der Welt kann so widrig sein, das uns jetzt nicht willkommen wäre.“

Gesprochen: „Sei's auch noch so bizarr. Was kann uns jetzt so fatal sein, daß wir es nicht mit Freuden ergriffen.“

Geschrieben: „Aber bedenken Sie doch, ein Ehe-
mann“.

Gesprochen: „Aber bedenken Sie doch, meine Stellung“.

Geschrieben: „Eine solche Malice ist gar nicht erlebt worden“.

Gesprochen: „Eine solche Malice ist noch gar nicht dagewesen“.

Geschrieben: „Ich beschwöre Sie, Theurer, Goldner! Ersticken Sie diesen Gedanken! Ich will mir ja alles gefallen lassen!“

Gesprochen: „Ich beschwöre Sie, bester Baron! Verbannen Sie diesen Gedanken, ich will alles thun“.

Von solchen kleinen Aenderungen ist Satz für Satz betroffen worden. Alle Augenblicke war ein o mon dieu oder ein mais eingeschoben. Ist es schon unstatthaft, daß der Dramaturg den Text abändere, welche Rüge verdient dann der Schauspieler, der sich herausnimmt, die Worte eines Dichters von erstem Range nach seinem schlechten Ermessen umzugestalten! Wer da weiß, wie Klassiker arbeiten, mit welcher ängstlichen Sorgsamkeit sie jede Aenderung, jeden Ausdruck überdenken, wird unsern Unwillen theilen. Lese und beherzige Hr. Meixner den Brief, den Schiller an Dalberg über die Mannheimer Schauspieler richtete. Hr. Meixner folge seinen Eingebungen immerhin in einer Posse: sein Spiel gewinnt vielleicht dadurch an Unmittelbarkeit, aber Schiller's und Shakespeare's Worte tastet er uns nicht an! Er soll sie ordentlich lernen, auch wenn nicht Schillers Ehrentag ist. Wenn Hr. Meixner wieder in einem klassischen Drama mitwirken wird, werden wir wieder in's Theater gehen mit dem Texte in der Tasche.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Die Musik im Irrenhause. Nach den Berichten mehrerer französischer Blätter hat man in Lyon den Versuch gemacht, den Wahnsinnigen Musikunterricht zu ertheilen, und dies soll von so bedeutendem Erfolge sich erwiesen haben, daß die Unglücklichen binnen kurzer Zeit selbst schwierigere, mehrstimmige Gesänge richtig im Tact und fehlerfrei ausführten. Möchten diese Nachrichten sich bewähren, und dann der Versuch baldige Nachahmung finden, um den Unglück-

lichen in der sie dunkel umhüllenden Nacht des Geistes Freude und Labung zu schaffen. Das wäre eine würdige Anwendung der heiligen Kunst!

Die Virtuosität ist das schwindelnde Element des Lebens, wie es sich mit tausend glänzenden Kunstgriffen über sich selbst zu betrügen, wie es mit geistlicher Scheinkraft über sich selbst hinauszukommen strebt. Die Götter vom Olymp der Virtuosität sind

Götter von Stanztaffet und veilchenblauer Seide mit prächtigem Pfauenschwanz hinten, welche, wenn sie ihre Räder schlagen, uns dermaßen die Augen verblenden, daß wir Lump und Gott gar nicht mehr unterscheiden können. Die Virtuosität ist der Indifferenzpunkt von Lump und Gott, von Nichts und Alles, die eigentliche Krankheit unserer Zeit. Sie entfaltet ihren prachtvollen Schwanz, um durch dämonische Beweglichkeit zum Theil Erfaß, zum Theil eine Travestie des historischen Lebens darzubieten. — Wo die Virtuosität solche öffentliche Bedeutung hat erlangen können, wie nun die großen Sängerinnen und Tänzerinnen, die brillanten Persönlichkeiten der Musik, welche bei uns an die Stelle der dem Teufel sich verschreibenden, umherziehenden Ritter getreten, wie sie sonst in der romantischen Poesie umherspukten — wo solche Gestalten und Richtungen auf der Höhe des gesellschaftlichen Lebens stehen, da muß auf dem Grunde des ganzen Daseins etwas verrückt oder gebrochen sein. In Zeiten, wo man auf ehrlichem, historischen Wege mit den Ideen nicht fertig werden kann, da — erscheint die Virtuosität als die erschreckende Fertigkeit, mit Allem fertig zu werden, und einem Jahrhundert, das den Gedanken, den es gedacht, nicht durchdringen kann, durch das Undenkbare und Gedankenlose ein schwindelndes Gutzücken einzujagen. Wer an nichts mehr glaubt, soll doch nun an das Unglaubliche glauben. Eine Zeit, die sonst nichts wagt, muß sich durch die Wagnisse einer einzigen Virtuosenhand übertroffen oder verspottet sehen. In der Virtuosität zeigt sich die Kunst, wie sie den Verderbnissen des Zeitgeistes verfallen und in einem bacchantischen Taumel alle Mißklänge ihrer Zeit in sich zusammengerafft hat, um gewaltsam durch verzweifelte Anstrengungen eine Schönheit daraus zu machen! Die Virtuosität ist der eigentliche Lebensausdruck (die Rehrseite) unserer Zeit, und darum muß man mit ihr rechten und kämpfen auf Tod und Leben. — So charakterisirt Th. Mundt diese Zeiterscheinung treffend und wahr in seiner „Car-mela, oder die Wiedertaufe.“

Irrthum. Bei einer neulich in Paris stattgefundenen Aufführung von Haydn's Schöpfung im Theater, ward die Partie der „Eva“ einer jungen Sängerin zugetheilt, welche dieselbe indeß zurücksandte, weil sie wähnte, das Werk solle im Costum ausgeführt werden!

Glanzeffect. Als vor Kurzem in einem durch Habeneck geleiteten großen Concerte in Paris neben Weber's Oberonouvertüre, und dem Triumphchore

aus Handel's Judas Makkabäus, Haydn's Schöpfung aufgeführt wurde, hatte man zu Anfange dieses Werks sämtliche Lampen verfinstert, und das ganze Haus war in chaotische Finsterniß gehüllt. Als nun aber der Chor mit seinem tiefergreifenden: „Und es ward Licht,“ eintrat, flammte wie durch einen Zauberschlag die ganze Beleuchtung des Theaters in voller Stärke auf, und das machte eine „wunderbare Wirkung“, sagt ein Pariser Correspondent. Es mag ganz hübsch gewesen sein, wir glauben das, meinen aber, die Composition unsers guten „Walter Haydn“ bedürfe auf dieser Stelle am wenigsten solcher Coulisseneffecte!

Wörterzusammenzimmerngsunausfelijkheid. Unter dieser grandiosen Ueberschrift berichtet „Ost und West“: Ein Oberlandesgerichtsassessor, der mit Constatirung eines beim Depositat seines Gerichts vorgekommenen Kassendefects beauftragt war, erhielt einen Brief mit der Adresse: „An den Königl. Preuß. Oberlandesgerichts-Depositat-Kassen-Defects-Visitations-Commissarius, Oberlandesgerichts-Assessor N. N.“ Leute, die gern mit langen Titeln prunken, bitten wir, hieran sich ein Muster zu nehmen.

Lurus. Es ist bekannt, wie in neuester Zeit in den größeren Städten auf die Ausschmückung der Localitäten bei Läden und ähnlichen Etablissements ungeheure Summen verschwendet werden. Vorzugweise kann man das aber in London und Paris gewahren. In erstgenannter Stadt sind neulich in einer Straße drei Schnapsläden eröffnet worden, deren innere Einrichtung und Ausschmückung zusammen 6000 Pfd. St. — also etwa 40,000 Thlr. — gekostet hat. Die Besitzer scheinen auf die Wirksamkeit der Mäßigkeitsvereine nicht sonderlich viel zu geben. 27.

Ramajana heißt das indische Nationalgedicht, das sich der größten Berühmtheit erfreute.

Lenau (1802 zu Szadat in Ungarn geboren), der ohnlängst in Stuttgart so schwer Erkrankte, wird von Wolfg. Menzel treffend characterisirt: „Unter den neuern Dichtern ist Einer, in welchem sich eine süße Wehmuth in der vollendetsten Form, die ächt poetische Melancholie offenbart, Lenau. Vielleicht ist bei keinem andern Dichter die ewige Sehnsucht des Herzens so rührend ausgedrückt, nicht in leidenschaftlicher Wildheit, auch nicht in schmerzlicher Klage, sondern in dem, was der Engländer „die Wonne der Thränen“ nennt.“ 19.

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.